

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Band: 42 (1977)
Heft: 4

Artikel: Erlebnisse eines Liestalers im Burenkrieg
Autor: Spinnler, Ambrosius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BASELBIETER HEIMATBLÄTTER

Organ der Gesellschaft für Baselbieter Heimatforschung

Nr. 4

42. Jahrgang

Dezember 1977

Inhalt: Ambrosius, Spinnler, Erlebnisse eines Liestalers im Burenkrieg — Max Tüller, Das Wehrmannsdenkmal in Liestal — Erica Maria Dürrenberger, Von einer Jurafluh — Jürg Ewald und Rolf Schelker, Die Wiederentdeckung der verschwundenen St. Niklaus-Kapelle zu Niederdorf — Marcel Wunderlin, Vier Gedichte — Paul Suter, Berta und Agnes von Waldenburg als Klosterfrauen — Paul Suter, Kurzmeldungen über Funde, archäologische Grabungen und Konservierungen sowie Unterschutzstellung von Bauobjekten und von Naturdenkmälern (1976)

Erlebnisse eines Liestalers im Burenkrieg

Von *Ambrosius Spinnler* (1872—1954)

Durch die freundliche Vermittlung von Herrn Adolf Merz, Olten, erhielten wir von den Geschwistern Saner, Olten, drei Hefte mit Aufzeichnungen aus dem Burenkrieg (1899—1902) zur Einsicht. Da gegenwärtig Südafrika von neuem im Blickpunkt der Weltpolitik steht, dürfte eine Veröffentlichung dieser Kriegserinnerungen in etwas verkürzter Form unsere Leserschaft sicher interessieren. Mit freundlicher Bewilligung der Besitzerinnen der Hefte wurde eine Xeroxkopie des Originals hergestellt, die im Staatsarchiv Baselland aufbewahrt wird.

Ambrosius Spinnler entstammte einer ursprünglich in Seltisberg beheimateten Liestaler Bürgerfamilie¹. Mechaniker oder Maschinentechner von Beruf, wanderte er in den neunziger Jahren nach Südafrika aus, wo er in einem englischen Bergwerkunternehmen tätig war und sich 1897 mit einer Burentochter verheiratete. Aus Sympathie für das Vaterland seiner Frau beteiligte er sich als «Ausländer» an der Erhebung der Buren gegen die Engländer.

Die südafrikanischen Burenstaaten² gehen zurück auf bäuerliche Einwanderer aus Holland, Deutschland und Frankreich, die sich schon im 17. Jahrhundert im Kapland niederliessen, zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch die Engländer verdrängt wurden und nach Nordosten weiterzogen, wo sie die Republiken Oranje und Transvaal gründeten. Verschiedene ergiebige Goldfunde in diesen Gebieten reizten die Engländer am Ende des 19. Jahrhunderts weiter vorzustossen; auch waren sie bestrebt, ein zusammenhängendes Kolonialreich vom Kapland bis nach Aegypten zu schaffen. Die britischen Uebergriffe führten schliesslich zur Kriegserklärung der Burenstaaten; die von ihnen erhoffte Intervention europäischer Mächte (vor allem Deutschland) blieb aber aus, wenn auch die Bevölkerung von Mitteleuropa mit den tapfer kämpfenden Buren sympathisierte³. Der Krieg dauerte vom 11. Oktober 1899 bis zum 31. Mai 1902. Die Kriegshandlungen gliedern sich in drei Abschnitte. In den ersten Monaten waren die Buren in der Mehrzahl. Sie operierten recht ge-

schickt und schlossen die Engländer in den drei Plätzen Ladysmith, Kimberley und Mafeking ein. Wegen Differenzen in der Führung gelang es ihnen aber nicht, die Früchte ihrer Offensive einzuheimsen. Im zweiten Abschnitt (erste Hälfte des Jahres 1900) vergrösserten die Engländer ihre Streitmacht. Unter Lord Roberts und Generalstabschef Kitchener wurden die eingeschlossenen Plätze entsetzt und das Land der Buren okkupiert. Darauf folgte im letzten Zeitabschnitt ein zwei Jahre dauernder hartnäckiger Guerillakrieg, den die Engländer durch eine harte Kriegsführung (Blockhäuser zur Beherrschung der Eisenbahnlinien, Krieg der verbrannten Erde, Errichtung von Konzentrationslagern für die gefangenen Buren) schliesslich zu ihren Gunsten entschieden. Im Abkommen von Vereeniging mussten die Buren die englische Oberhoheit anerkennen⁴. England gewährte ihnen aber bald die Selbstverwaltung und schon 1910 schlossen sich alle südafrikanischen Staaten zur Südafrikanischen Union zusammen. Amtssprachen wurden Englisch und Kapholländisch (Afrikaans). Die Bevölkerung bestand 1970 aus 4 Millionen Weissen und 17,5 Millionen Farbigen (Neger, Asiaten, Mischlinge). In den letzten Jahrzehnten machte die konsequent durchgeführte Rassentrennung (Apartheid-Politik) der Südafrikanischen Union zu schaffen. Aus dem gleichen Grunde erfolgte 1961 der Austritt aus dem britischen Commonwealth und die Konstituierung der «Republiek van Suid-Afrika» (Republic of South Africa). S.

Arbeit in einer Diamanten-Mine

Als am 12. Oktober 1899 die Buren-Republiken Oranje und Transvaal den Krieg gegen die Engländer begannen, befand ich mich mit meiner Familie im Distrikt Barkley West, wo ich seit fast zwei Jahren als Foreman Fitter (Mechaniker-Werkführer) in der Diamanten-Mine von Frank Smith arbeitete. Dieses Bergwerk lag ungefähr 75 km nördlich von Kimberley, auf englischem Gebiet, und nahe der Grenze gegen Oranje und Transvaal. Ich verdiente recht gut und hatte schon vor dem Kriege mein Haus vergrössert. Leider mussten wir am 2. Januar 1900 unsere Mine schliessen, weil wir kein Betriebsmaterial mehr erhalten konnten. Unsere Gegend lag nämlich im Kriegsgebiet, und die Stadt Kimberley wurde seit nahezu drei Monaten von den Buren belagert. Ich wurde nun von einer angrenzenden Bergwerksgesellschaft, deren Manager geflüchtet war, als Betriebsleiter angestellt. Wegen des Krieges war aber alles sehr teuer geworden, und der Proviant musste 180 km weit mit Wagen hergeholt werden. Auch die Entlohnung für diesen verantwortungsvollen Posten war eher bescheiden.

Nachdem ich etwa drei Monate in der neuen Stellung gearbeitet hatte, überraschte uns ein schweres Unwetter mit Orkan und Wolkenbruch. Die Mine war in kurzer Zeit verwüstet; die Maschinen standen unter Wasser und die Wellblechdächer der Gebäude und Baracken wurden vom Sturm fortgetragen und an den steinigen Hügeln zerschmettert. Kaum gelang es mir, durch die Wasserflut zum tiefer gelegenen Maschinenhaus vorzudringen und die Ventile der Dampfmaschine zu öffnen, um eine Kesselexplosion zu verhüten. Da die Maschinenanlagen und die Mine in der Tiefe lagen, füllte sich alles mit Wasser. Nach meiner Schätzung hätte es drei Monate gedauert, bis nach den Räumungsarbeiten und der Erneuerung der unsoliden Fundamente die Arbeit wieder hätte aufgenommen werden können. Wegen der hohen Proviantkosten und wegen des Mangels an Baumaterial beschloss die Direktion die Einstellung der Arbeit. 9 Weisse und

400 Kaffern mussten nun entlassen werden. Traurig gestimmt, begab ich mich nach meinem nur etwa einen Kilometer entfernten Heim. Dieses hatte vom Unwetter glücklicherweise nicht gelitten, und es hatte dort kaum geregnet.

Aufgebot zum Kriegsdienst

Als ich zu Hause anlangte, sah ich einen Reiter um die Spitze des Berges direkt auf mein Haus zureiten. Er händigte mir einen Brief ein. Ich hiess ihn sein Pferd absatteln und in den Stall führen. Dann solle er hereinkommen und mit uns Kaffee trinken. Dieses Getränk wird hier den ganzen Tag warm gehalten und jeder Gast wird damit bedient. Bier oder Wein bekommt man auf dem Lande nicht, hingegen kann man in jedem Haus eine Flasche Branntwein vorfinden, der aber hauptsächlich als Medizin verwendet wird.

Während meine Frau Margeritha nun den Gast empfangen hatte und sich mit ihm unterhielt, zog ich meine nassen Kleider aus und las dann den Brief.

«Durch dieses Schreiben werden Sie gefälligst aufgefordert, in feldmässiger Ausrüstung sich am 27. Januar 1900 auf dem Magistratsgebäude in Barkley West zu stellen.»

Ich hatte mit meinem Namen zu zeichnen. Als ich das unterschriebene Aufgebot dem Boten wieder einhändigte, bemerkte ich, dass mir meine liebe Margeritha einen Dankesblick zuwarf, zugleich aber in Tränen ausbrach. Sie stand auf, küsste mich und fragte: «Brösi, willst du wirklich gehen?» Als ich bejahte, gab sie mir wieder einen freundlichen Blick und dankte mir, ihres eigenen Elendes vergessend, dass ich für die Freiheit ihres eigenen Volkes die Waffe zur Hand nehmen wolle. Ich wusste schon längst, dass sie mich gerne an der Seite ihrer zwei Brüder gesehen hätte, die schon vier Monate im Felde standen.

Nun musste ich verschiedene Einkäufe machen, damit meine Familie mindestens auf zwei Monate Proviant hatte. Ich kaufte drei Säcke Weizenmehl zum hohen Preis von umgerechnet Fr. 168.75 je Sack und zwei Säcke Maismehl für Fr. 106.25 je Sack. Diese Ausgabe beanspruchte den grössten Teil meiner Barschaft. Vom Rest erhielt meine Frau 10 Pfund oder 250 Fr., mir verblieb noch 1 Pfund (25 Fr.). Nun konnte ich unbesorgt von zuhause fortgehen. Ich brauchte auch nicht bange zu sein, dass meiner Frau durch die Eingeborenen etwas zustossen könnte. Sie besass ein Kugelgewehr und eine Schrotflinte und wusste mit diesen Waffen umzugehen wie mit einer Näharbeit. Auch konnte sie gut reiten. Ausser ihrem Pferd standen ihr zwei willige Maulesel zur Verfügung, die sie bei Ausfahrten einspannte. Zum Viehbestand gehörten 6 Milchkühe mit ebenso-

viel Kälbern, einige junge Ochsen, 50 Schafe und Ziegen. Bei der landwirtschaftlichen Arbeiten und beim Viehhüten war mein Schwiegervater eine gute Hilfe. Er wohnte nur 20 (Reit-)minuten entfernt auf einer Farm und erschien jeden Tag bei seiner Tochter.

Ich schlief die letzte Nacht hindurch schlecht; denn der Abschied schien mir schwer zu werden. Brösi junior war beizeiten wach und wollte unbedingt mit seinem Vater zusammen fortreiten, die kleine Margeritha schlief noch. Noch einmal umarmte ich meine liebe Frau und sprang dann aufs Pferd. Margeritha reichte mir dann Gewehr und Bandelier. Mit verweinten Augen sah sie mich an und mahnte mich an meine Pflicht als Freiheitskämpfer: «Brösi, sei tapfer, aber nicht zu waghalsig und unvorsichtig. Denke an Deine Frau und die Kinder. Ich weiss, dass Gott dich mir zurückgibt; wann es sein wird, steht in seiner Hand.» Ich spornte mein Pferd an und ritt in schnellem Trab der Strasse entlang. Bei der nächsten Krümmung schaute ich nochmals zurück und empfing den letzten Gruss meiner lieben Margeritha, die mir mit einem weissen Taschentuch zuwinkte.

Bei den Belagerern von Kimberley

Zusammen mit noch vier Kameraden aus der Umgebung erreichten wir im Laufe des Vormittags das Dorf Klipdam. Dort traf ich meinen früheren Vorgesetzten der Mine von Frank Smith. Obwohl er Engländer war, billigte er meine Parteinahme für die Buren und er versprach mir, dass ich nach dem Kriege jederzeit bei ihm eintreten könne. Am folgenden Tage waren wir bereits 60 Mann. Nachdem diese kleine Streitmacht einen Korporal gewählt hatte, ritten wir als Begleitmannschaft von 150 Internierten (Fussgänger), die als nichtkämpfende Engländer, Buren und sonstige Ausländer den Behörden zu übergeben waren. Bei diesem Zuge wurden auch Proviantwagen und Vieh mitgeführt. Unser Weg ging durch einen mit grossen Bäumen und dichtem Dornestrüpp bewachsenen Wald. Als wir um neun Uhr nachts das offene Feld wieder erreichten, war ein Halt geboten. Wir gruppieren Menschen und Tiere und umstellten sie mit Wachen. Kaum war diese Anordnung getroffen, hatte uns der elektrische Scheinwerfer, das Spählicht der Engländer in Kimberley, erfasst, trotzdem die Entfernung etwa 30 km betrug. Von Zeit zu Zeit beleuchtete der Scheinwerfer während der Nacht unser Lager, wobei ein Landstreifen von 500 m Breite in taghellem Licht erschien. Gegen drei Uhr morgens setzten wir unseren Marsch nach Barkley West fort, wo wir um sechs Uhr eintrafen. Wir übergaben unsere Internierten und wurden nun einzeln gefragt, ob wir die Fahne und die Verfassung der Buren-Republiken anerkennen. Wer dies nicht tat, wurde entwaffnet und hatte acht Tage Bedenkzeit. Konnte er sich nicht für ein Ja entschliessen, wurde er mit anderen Internierten in das Gebiet der Engländer zurückgeschickt. Unsere Abteilung hatte sich inzwischen auf 150 Mann vergrössert. Wir wurden dem General,

einem 70jährigen, aber noch sehr rüstigen Manne vorgestellt. Dann sollten wir zur Verstärkung der Truppen vor Kimberley eingesetzt werden. Zunächst begleiteten wir am 28. Januar 1900 eine Kolonne von Proviantwagen und Vieh, die aber nur langsam vorrückte. Am Tag darauf wurde ich mit vier Begleitern und sechs Kaffern beauftragt, eine Herde von 1000 Schafen vorwärts zu treiben. Wir waren bereits in die Nähe der Vorpostenlinie der Buren gekommen, als eine kleine Abteilung von Reitern sich uns zuwandte und das Feuer auf etwa 1200 m eröffnete. Wir gingen sofort in Deckung, schossen aber nicht zurück, da wir die Angreifer als Buren erkannten. Der Irrtum klärte sich bald auf; sie hatten uns im grellen Sonnenlicht als Engländer gehalten, auch war unsere Ankunft nicht gemeldet worden. Kurz nachher langten wir beim Posten A der Belagerungstruppe an. Ein Teil unserer Abteilung blieb zur Deckung eines Geschützes auf Kampfens Dam (B), wir anderen zogen ungefähr 2 km weiter zur Eisenbahnstation Dronfield (D). Auf dem Wege wurden wir von einem englischen Positionsgeschütz aus Kimberley ohne Erfolg beschossen. Gegen Abend erreichten wir unser Endziel, das Lager C, das sich in Deckung eines etwa 30 Fuss hohen Hügels befand. Wir wurden dort als Ersatz für 250 Transvaaler eingesetzt, die nach Mayersfontein beordert worden waren.

Um sechs Uhr abends kam das Kommando «Aufsatteln», und wir ritten Richtung Staatsgrenze Oranje-Freistaat, wo ein kurzer, eindrucksvoller Gottesdienst stattfand. Die Reiter stiegen ab, formierten, jeder sein Pferd am Zügel haltend, einen Kreis. Nun trat der Kommandant in die Mitte, worauf jeder Mann den Hut abnahm. Dann gab der Kommandant die Nummer eines Chorals oder eines Psalms bekannt, stimmte an und alle Männer sangen auswendig mit. Am Schluss nahm jeder sein Gewehr von der Schulter, beugte das linke Knie, hielt das Gewehr in der rechten Hand und sprach gemeinsam ein kurzes, kräftiges Gebet⁵. Nachher stieg man wieder auf und besetzte die kleinen Stellungen (Schützengraben für je 5 Mann) des Belagerungsringes und des Lagers C. Während der Nacht war alle zwei Stunden Wachablösung. Wenn nichts Ungewöhnliches passierte, sammelte man sich zu einem kurzen Morgengottesdienst im Lager und fasste nachher Proviant für den laufenden Tag: frisches Fleisch, Mehl und einige Kartoffeln. Beim Abkochen waren immer vier Mann beieinander. Ueber den Tag hielt man die Pferde auf einem bewachten Weideplatz ausserhalb des Bereiches der englischen Geschütze. Am Morgen des 30. Januar erhielt ich vom Kommandanten einen Spezialauftrag. Da die Engländer auf der Eisenbahnlinie Kimberley—Mafeking gelegentlich Panzerzüge einsetzten, sollte in 1200 m Entfernung des englischen Vorwerkes H eine kleine Eisenbahnbrücke gesprengt werden. Als Sachverständiger für Sprengungen freute mich diese Aufgabe. Ich wollte sogar eine Mine legen, die durch einen Panzerzug ausgelöst würde. Dies verbot mir der Kommandant strikte, da dies gegen die internationalen Abmachungen verstosse. Zusammen mit vier ehemaligen Minenarbeitern traf ich

in der Nacht die notwendigen Vorarbeiten. In einem Quergraben unter der Bahnlinie versenkte ich vier Kisten Dynamit; die Zündschnur war auf fünf Minuten Brenndauer berechnet. Die Explosion war so stark, dass es uns auf dem Rückweg beinahe mit den Pferden zu Boden geworfen hätte. Die Sprengung war erfolgreich, schade, dass man nicht zugleich einen Handstreich auf den englischen Posten H ausgeführt hatte, um dem Feind weiteren Schaden und Verluste zuzufügen. Am anderen Morgen fuhr ein englischer Arbeitszug heran, und die Engländer begannen, die Brücke zu reparieren. Wegen des ständigen Störfeuers aus unseren Reihen konnten sie aber nicht viel ausrichten.

Kampfhandlungen

Am 5. Februar 1900 kam der sogen. Long Tom, ein 15-cm-Geschütz, an und wurde in der Stellung Kampfers Dam (B) aufgestellt. Bei der Befestigung E befand sich eine alte, aber noch gut brauchbare 9-Pfünder-Kanone. Zur Ergänzung der teils gefallenen, teils verwundeten Mannschaft wurde ich diesem Geschütz zugeteilt. Die Stellung E lag den englischen Forts G und K gegenüber, wo die Engländer nachts ihre Pferde weiden liessen. Dieser Umstand veranlasste uns vor Tag zu einem Ueberfall, wobei 27 Pferde erbeutet wurden. Dieser glückliche Fang reizte zu einer weiteren Aktion, die aber nicht erfolgreich verlief, und zwei der Unsrigen wurden ziemlich schwer verwundet. Indessen war die Lage im belagerten Kimberley kritisch geworden. Von einem aus der Gefangenschaft entflohenen Buren vernahmen wir, dass die Verteidiger die Stadt übergeben würden, wenn bis zum 16. Februar keine Hilfe käme⁶. Das 15-cm-Geschütz bei der Stellung B hatte auch grossen Schaden angerichtet und in Kimberley mehrere Brände verursacht. Am 15. Februar begannen wir die Beschiessung des Forts G, zur gleichen Zeit erfolgte ein Angriff von etwa 60 Mann, der aber durch heftiges Maschinengewehrfeuer der Engländer zurückgeschlagen wurde. Am gleichen Tag kam die Meldung vom Kommando in Mayersfontein, der englische General French näherte sich zum Entsatz von Kimberley mit 3000 Mann Kavallerie. Der Befehl erging, den Engländern den Weg zu öffnen und nachher wieder zu schliessen. Da der Proviant in Kimberley knapp war und eine Kolonne von 240 Wagen vom tapferen Burengeneral Christian Dewet abgefangen worden war, hoffte man, dass die Stadt sich bald ergeben müsse. Aus unerklärlichen Gründen wurde die Einschliessung Kimberleys nachher leider unterbrochen und die Stellung B bei Kampfers Dam geräumt. Zur Dekkung des Rückzuges blieben 600 Mann beim Wasserwerk A. Ueber diese Bewegungen wurden wir leider nicht orientiert. Wir hielten unsere Stellung, auch als wir sahen, wie die Engländer gegen die Bahnlinie vorrückten. Schliesslich kam der Befehl, uns auf die Stellung C zurückzuziehen. Das geschah in der Nacht zum 16. Februar 1900. Am frühen Morgen begann der Angriff der Engländer von der Eisenbahnlinie her. Wir glaub-

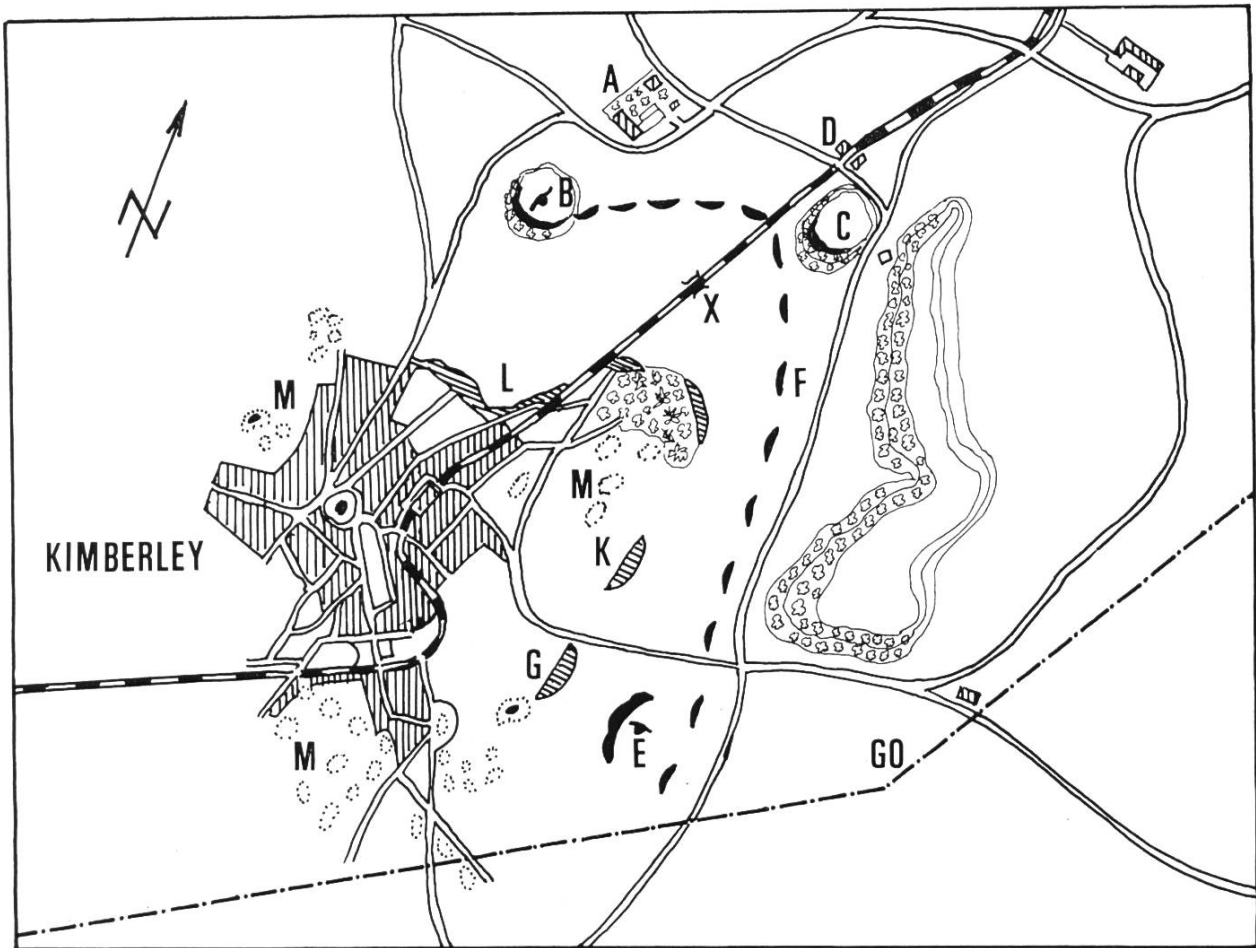


Bild 1. Plan des Schlachtfeldes von Dronfield bei Kimberley (16. Februar 1900). Nach einer Zeichnung von Ambrosius Spinnler, datiert 21. Oktober 1901.

A Wasserwerk, B Buren-Stellung Kampfers Dam (15 cm-Geschütz), C Burenlager bei Dronfield, D Eisenbahnstation Dronfield (Linie Kapstadt-Kimberley-Mafeking), E Buren-Stellung (9 Pfund-Geschütz), F kleine Feldstellungen der Buren, östlich und nördlich von Kimberley, G, K, L englische Forts, östlich und nordöstlich von Kimberley, GO Grenze des Oranje-Freistaats, M Diamanten-Minen rund um Kimberley, X gesprengte Eisenbahnbrücke zwischen Kimberley und Dronfield.

ten, ihn mit Hilfe der 600 Mann beim Wasserwerk zurückzuschlagen. Diese Mannschaft hatte aber in der Nacht die Stellung verlassen, ohne die geringste Meldung zu hinterlassen. Der Feind schien davon Kenntnis zu haben; er glaubte auch die Stellung C verlassen. Umso überraschter war er, als ihn ein wohlgezieltes Artillerie- und Schützenfeuer empfing und er sich mit schweren Verlusten vorübergehend zurückziehen musste. Nachdem aber die Engländer mit verstärkter Artillerie und Kavallerie wieder vordrangen, wurde unsere Lage wirklich ernst. Es gelang mir noch, die letzten vier Granaten abzufeuern, aber die Demolierung des Geschützes besorgte eine englische Salve, die Kameraden verwundete und auch mich zu Boden riss.

Gefangen

Wir kämpften weiter, bis eine Schwadron Lancers (Ulanen) heranrückte und uns zur Uebergabe aufforderte. Wir wollten diesem Befehl nicht ohne weiteres Folge leisten. Als der Befehlshaber der Schwadron mich — ich sprach als einziger meiner Kameraden englisch — zum zweiten Mal anrief, riss mir im gleichen Augenblick eine Kugel den Hut der Länge nach auf. Meine Kameraden hatten indessen ihre Waffen bereits niedergelegt und ich folgte ebenfalls ihrem Beispiel. Wir wurden nun unter Bedeckung zum englischen Oberst geführt. Der Kampftag hatte uns 4 Tote, 5 Verwundete und 14 Gefangene gekostet, während die Engländer 83 Verwundete nach Kimberley führten. Die Zahl ihrer Gefallenen kenne ich nicht; es waren wahrscheinlich zehnmal mehr als auf unserer Seite.

Im englischen Lager angekommen, wurden wir nach Waffen und Munition untersucht. Bei mir befanden sich noch 20 Dumdum-Patronen⁷. Der Oberst machte mich darauf aufmerksam, dass der Besitz solcher Munition nach der Genfer Konvention verboten sei und durch Tod durch Erschiessen geahndet werde. Darauf erwiderte sich, es handle sich um englische Munition und bewies es durch Vorzeigen eines zurückgehaltenen, unangebrochenen Päckleins von 10 Patronen. Auf die Frage, woher diese Munition stamme, konnte ich mitteilen, dass sie den Engländern beim Falle von Kuruman abgenommen worden sei! Das war starker Tabak für den Oberst. Er wurde wütend, nannte mich ein gefährliches Subjekt und befahl, mich nach Kimberley zu führen. In der Begleitung eines Sergeanten und 7 Lancers, mit denen ich mich gut unterhielt, langten wir dort an. Auf dem Wege durch die Stadt zum Hauptquartier hatten die Soldaten grosse Mühe, mich gegen eine drohende Menge zu schützen. Ich wurde nun dem Stadtkommandanten Oberst Kekewich und dem «Diamantenkönig» Cecil Rhodes gegenübergestellt und hatte Rede und Antwort zu geben. Der Oberst war erstaunt, dass wir auf unserer Seite nur eine Kanone besaßen, die von mir in den Stellungen E und C bedient worden war. Am Schlusse der Vernehmung trat er auf mich zu, legte seine Rechte auf meine Schulter und sagte: «Sie haben Ihre Pflicht gut erfüllt, mein Sohn, und sind jetzt sicherer in meinen Händen als auf dem Schachtfeld.» Darauf wurde ich in das Gefängnis geführt. Auf das Ersuchen des Sergeanten wurde die Eskorte zu meiner Sicherheit auf 32 Mann erhöht. Die Begleitmannschaft musste blank ziehen, um mich vor dem erregten Pöbel im Stadttinnern zu schützen. Im Gefängnis traf ich am folgenden Morgen mit meinen früheren Kameraden zusammen, die sehr verwundert waren, mich lebend zu finden, da ich dem Kommandanten als tot gemeldet worden war. Die Verpflegung im Gefängnis war kaum ausreichend; wegen der Belagerung litt die ganze Stadt an Mangel an Lebensmitteln. Ende Februar wurden die Kriegsgefangenen in Kimberley mit der Eisenbahn nach Kapstadt transportiert (900 km Distanz), wo wir am 3. März 1900 ankamen und im Vorort Simonsstadt in ein streng bewachtes Camp eingelie-

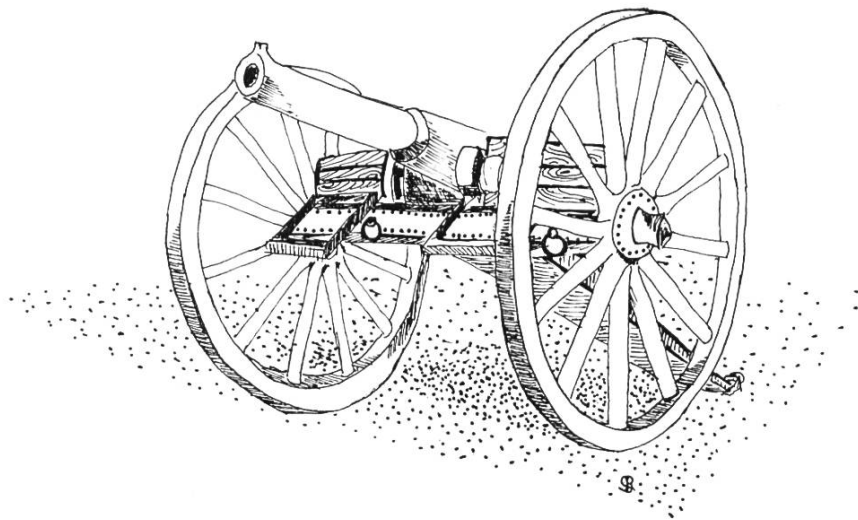


Bild 2. Das von A. Spinnler bediente 9 Pfund- Armstrong-Geschütz, aufgestellt in Kimberley. Aufschrift: Boer gun captured a Dronfield 16 February 1900.

Zeichnung von Remi Suter nach einem Bild in: Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.

fert wurden. Dieses Gefangenenlager befand sich nahe am Meer und der Ausblick auf die Simonsbay mit dem englischen Kriegshafen war prachtvoll. Im Lager befanden sich insgesamt 600 Mann, neben Buren auch Deutsche eines Freiwilligenkorps. Adolf Schiel, der Kommandant dieser Truppe, schlug nun vor, einen Tunnel zu graben, die Wache zu überwältigen und dann mit den erbeuteten Waffen sämtliche Lagerinsassen zu befreien. Nur eine gewisse Zahl von zuverlässigen Gefangenen wurde über das Vorhaben unterrichtet, darunter auch ich. Unsere Arbeit ging tüchtig vorwärts; die sandige Erde wurde in Hosentaschen und zugebundenen Hemdärmeln hinaus befördert, im Waschhaus in kleinen Mengen in den Abzugskanal geschüttet und mit Wasser fortgespült. Am 25. März 1900 war dieser 72 Fuss lange, 2 Fuss breite und 2,5 Fuss hohe Tunnel fertiggestellt und die Befreiungsaktion vorbereitet. Wegen einer hellen Vollmondnacht musste der Termin um einen Tag verschoben werden. Indessen hatte sich aber unter den Gefangenen ein Verräter gefunden; der Gang wurde entdeckt, Alarm ausgelöst und die Mitbeteiligten wurden auf ein im Hafen ankerndes Gefangenschiff verbracht.

Auf Schiffen und in Camps

Auf dem Schiffe befanden sich bereits 600 gefangene Buren. Sie waren in einem erbärmlichen Zustand, unzureichend ernährt und durften täglich nur kurze Zeit an die frische Luft. Diese Behandlung wollten wir uns nicht gefallen lassen. Wir leisteten offenen Widerstand und verlangten eine bessere Behandlung. Unser Protest hatte Erfolg. Der fehlbare Kommandant wurde abgelöst und am 9. April wurden wir wieder ausgeschifft

und kamen in das neu errichtete Camp «Belle Vue». Wir erhielten Zelte für je 13 Mann und ich wurde von den Griqualand-West-Leuten zu ihrem Captain bestimmt. Ich hatte für die gerechte Verteilung der Rationen zu sorgen und die Interessen der Gefangenen bei der Lagerleitung zu vertreten. Wegen Wassermangel wurde dieses Camp nach Kapstadt versetzt; aber schon am 24. Mai kamen wir wieder nach Simonsstadt zurück, wo nun 1800 Gefangene beieinander waren. Da die Aufsicht nicht so streng war, heckten wir einen neuen Fluchtplan aus. Wiederum fingen wir an, einen Tunnel zu graben. Ohne dass wir es wussten, waren in unmittelbarer Nähe deutsche Freiwillige an der gleichen Arbeit. Einer Schildwache fiel der Transport von Erde auf; es wurde Alarm geblasen und unser Vorhaben war wieder zunichte geworden.

Ich hatte schon verschiedene Male Briefe an meine Familie gesandt, ohne eine Antwort zu erhalten. Da benachrichtigte ich den früheren Manager der Diamantenmine, der mir darauf mitteilte, meine Leute seien geflüchtet, nachdem man mich als tot gemeldet hatte. Am 3. Februar 1901 mussten wir das Camp verlassen; wir wurden auf drei Transportschiffe verladen, die dann etwa drei englische Meilen von der Küste entfernt ankernten. So war ein Entweichen äusserst schwer, umso mehr, als zahlreiche Haifische die Schiffe umschwärmten. Ueber die Behandlung hingegen hatten wir uns nicht zu beklagen. Doch schon nach ein paar Tagen wurden wir auf ein altes Schiff umgeladen, das am 14. März nach Simonsstadt zurückkehrte. Auf diesem Schiff war die Verpflegung sehr schlecht. Wir waren froh, als wir es am 2. Mai wieder verlassen konnten. Wir fuhren dann per Bahn nach Kapstadt und bestiegen das Truppschiff City of Cambridge, das dann der Küste entlang bis nach Durban (Natal) dampfte. Dort wurden weitere 300 Gefangene aus Ost-Transvaal eingeladen. Am 15. Mai 1901 lichtete die City of Cambridge die Anker und wir verliessen den afrikanischen Kontinent in östlicher Richtung.

Nach Ceylon

Obschon das Ziel der Fahrt nicht genannt wurde, fanden wir heraus, dass wir nach der Insel Ceylon reisten. Dort langten wir in der Haupt- und Hafenstadt Colombo am 2. Juni 1901 glücklich an. Hier wurden nun 105 Mann, unter denen auch ich, ausgeschifft, während die anderen nach Madras (Britisch Indien) weiter fuhren. Zunächst wurden wir auf einem Hospitalschiff desinfiziert, da zwei Fälle von Typhus vorgekommen waren. Am anderen Tag ging es per Bahn weiter in das Innere der Insel. Da ich ebenfalls erkrankt war, musste ich bei der ersten Station aussteigen. Meine Kameraden fuhren nach einem hochgelegenen Camp weiter. Ich konnte das nur fünf Minuten von der Station entfernte Camp Ragana kaum erreichen und brach vor Schwäche zusammen, ehe ich mein Bett aufsuchen konnte. Die freundliche Behandlung des im Lager stationierten

Militärarztes rettete mir das Leben. In diesem Camp blieb ich bis zum 26. Februar 1902. In diesen langen Monaten war ich nie ganz gesund; ich verlor an Gewicht und war oft bettlägerig. Damals schrieb ich auch meine Kriegserlebnisse nieder und zeichnete aus dem Gedächtnis die Kartenskizze von den Kämpfen um Kimberley.

Das Ragana Camp war nahe der Ceylon Central Railway auf einem Hügel gelegen, der mit Kokospalmen bewachsen und von Reisfeldern umgeben war. In dieser Region herrscht ein tropisches Klima. Wir konnten tagsüber in der glühenden Hitze unsere mit Zinkblech gedeckten halboffenen Hütten kaum verlassen. Nach aussen war das Camp mit starken Gitterwerken und Alarmvorrichtungen umgeben; es sah wie eine Menagerie für wilde Tiere aus. Gleichwohl fanden von Zeit zu Zeit Ausbruchversuche statt. Die Gefangenen wurden aber bald von der einheimischen Bevölkerung aufgestöbert und zurückgebracht, da man für einen Mann 50 Rupien Prämie ausbezahlt erhielt.

Mein Gesundheits- und Gemütszustand litten besonders darunter, dass ich von meiner Familie keine Nachricht hatte. In meiner Not wandte ich mich an das Schweizer Konsulat, leider ohne Erfolg. Als ich sah, wie die Angehörigen anderer Länder immer wieder Liebesgabenpakete vom Konsulat und aus der Heimat erhielten, schrieb ich an meine früheren Arbeitskollegen im Baselbiet und schilderte ihnen meine Lage. Gross war meine Freude, als ich von ihnen Antwort erhielt. Ihre Geldsendung erlaubte mir, neben der eintönigen Lagerkost kräftigende Nahrungsmittel einzukaufen, so dass es mir gesundheitlich wieder besser ging. Ende 1901 wurde ich von den Gefangenen meiner Abteilung zum Captain bestimmt. Die 56 Leute stammten aus 16 Nationen. Meine Sprachenkenntnisse erlaubten es, in vier Sprachen die Befehle des englischen Kommandanten mitzuteilen, was viel dazu beitrug, dass gute Ordnung herrschte. Indessen war der briefliche Kontakt mit meiner Familie auch hergestellt und von meinen Verwandten in der Heimat erhielt ich eine weitere Geldsendung. Verschiedene Male hatte ich Eingaben um Versetzung in ein klimatisch günstigeres Camp abgeschickt. Endlich stellte sich Erfolg ein; der Kommandant offerierte mir «Parole» (on parole: auf Ehrenwort), d. h. ich wurde auf eine Erholungsstation geschickt, wo ich mich frei bewegen konnte. Am 26. Februar 1902 fuhr ich in Begleitung eines Sergeanten nach Colombo. Dort bestiegen wir einen Küstendampfer, der nach Galle an der Südküste der Insel Ceylon fuhr. Bei der Weiterfahrt erreichten wir die Bay von Hambantota, das Ziel unserer Reise.

Bade- und Jägerleben in Hambantota

In diesem Lager lebten etwa 50 Offiziere und 30 Mannschaften Buren, die aus gesundheitlichen Gründen freie Bewegung haben mussten. Hier konnte

man ausgehen und nach Hause kommen, wann man wollte. Die Regierung sorgte für Kost und Logis. Die Verpflegung war allerdings eher schlecht, und ich war froh über die Geldspenden aus der Heimat. Hambantota ist eine dorfähnliche Siedlung von etwa 6000 Einwohnern, bestehend aus Singalesen, Indiern und Malayen. Ein einziger Weisser, der Governement Agent, vertrat die Regierung. Es standen ihm zwei Sergeanten der Armee zur Seite; zugleich war er Kommandant der einheimischen Volunteers (Freiwilligen). Entsprechend der Lage in der heissen Zone (6 Grad nördl. Breite) ist das Klima von Hambantota mörderisch heiss, weshalb ich mit anderen Kameraden jeweils morgens und abends im nahen Meer baden ging. Ueber Tags streiften wir der Küste entlang oder machten Ausflüge in den Dschungel. Dort trafen wir grosse Affenherden und konnten Leгуane (grosse, bis 1 Meter lange Echsen) erlegen, deren Haut wir präparierten. Auch die Spuren von Leoparden konnten wir beobachten. Wir fischten im Meer und fingen Schildkröten zur Bereicherung unseres Speisezettels.

Dazwischen schrieb ich fleissig an meinen Aufzeichnungen oder beantwortete Briefe meiner Familie und meiner Angehörigen in der alten Heimat. Am 19. März 1902 traf ich Vorkehrungen für einen viertägigen Jagdausflug zusammen mit drei Transvaal-Offizieren und Freistaatern. Von vornehmen Singalesen entliehen wir primitive Vorderlader-Schrotflinten. Den Proviant, 10 Pfund Reis, etwas Brot und Salz, luden wir auf einen zweiräderigen, von zwei Ochsen gezogenen Karren, der von einem einheimischen Knaben geführt wurde. Einen älteren Malayen hatten wir als Koch engagiert. So zogen wir frühmorgens auf der Strasse ins Innere, bis wir zu einem kleinen Fluss kamen. Dort entdeckten wir einige Alligatoren (Krokodile), von denen wir zwei erlegten. Gegen acht Uhr hielten wir im Dschungel bei einer Wasserstelle an, wo offensichtlich Grosswild zur Tränke kam. Wir spannten die Zugtiere aus und nahmen das Frühstück ein. Nachher gingen wir zu zweien auf die Pirsch und brachten als Beute einige Wasservögel mit, die zum Mittagmahl zubereitet wurden. Am Nachmittag schossen wir zwei Flamingos. In der folgenden Nacht wollten wir bei der Wasserstelle auf Grosswild anstehen. Zwei von uns hielten Wache, die anderen schliefen. Die Nacht war aber so dunkel, dass wir nichts sahen. Als der Tag anbrach, sah ich in der Nähe des Wachplatzes eine grosse Königsschlange (Boa), die eben auf eine Baumratte losging. Mit einem Schuss durch das Kopf tötete ich das schön gezeichnete Tier. Beim Abhäuten der Schlange mass ich eine Länge von nahezu vier Meter. Zum Konservieren salzte ich die Haut tüchtig ein und spannte sie am Boden aus. Nach dem Frühstück entfernte sich der Freistaater und ich sah, wie er auf Affen schoss. Nicht lange darauf rief er um Hilfe. Er wurde von einer Herde grosser Affen angegriffen, die ihm schon das Hemd vom Leibe gerissen hatten, als ich dazu eilte. Nachdem ich zwei Tiere erschossen hatte, schlug ich mit dem Kolben drein, und auch die beiden Transvaaler kamen zu Hilfe. Schliesslich ergriffen die Affen die

Flucht. Nachher spannten wir wieder ein und gingen weiter. Es fing an zu regnen, als wir gegen Abend bei einem Haus anlangten. Dort konnten wir dann übernachten. Am folgenden Morgen kamen wir zu einem grossen Fluss, wo wir ein Bad nahmen. Einer der Transvaaler schoss ein Wildschwein. Wir weideten es sofort aus und salzten das Fleisch ein. Ein Rippenstück wurde am offenen Feuer gebraten und mundete uns vortrefflich. Bei der Weiterreise erreichten wir die Ruinenstadt Thissamarama mit herrlichen Säulenreihen und Tempeln. Ein freundlicher Singalese lud uns zum Nachtessen ein. Am folgenden Tag musste die Rückreise angetreten werden. Wir folgten dem gleichen Weg, den wir gekommen waren und erreichten nachmittags die Wasserstelle, wo wir vor drei Tagen gerastet hatten. Wir hielten an und meine Kameraden gingen aus, um noch etwas Wild zu erlegen oder Fische zu fangen, und ich wollte die ausgespannte Schlangenhaut holen. Da hörte ich in der Nähe Stimmen. Es war ein österreichischer Graf von Taxis mit seiner Gemahlin, die auf der Elefantenjagd waren. Wir unterhielten uns auf Deutsch und der Graf fragte mich, ob ich die beiden Elefanten in der Nähe der Wasserstelle geschossen habe. Ich verneinte und er überzeugte sich, dass meine alte Schrotflinte kaum für die Elefantenjagd taugte. Wir besichtigten darauf die beiden gefallenen Tiere, die schon im Zustand der Verwesung waren. Nachher wurde ich aufgefordert, das Lager des freundlichen Grafen zu besuchen. Er hatte etwa 30 Singalesen, davon 6 Elefantenjäger, angeworben, und 8 Aufwärter und Wagenführer ergänzten die stattliche Begleitmannschaft. Ich wurde nun zum Mittagessen eingeladen, das entsprechend der feinen Herrschaft sehr opulent war und gut mundete. Wir unterhielten uns auch über den Krieg und meine Gefangenschaft. Nachher verabschiedete ich mich, um meine Kameraden aufzusuchen. Sie hatten unterdessen auch ein Abenteuer erlebt, indem sie von einem Büffel angefallen worden waren, den sie aber auf kurze Distanz niederstrecken konnten. Das Tier wurde ausgeweidet und wir nahmen die besten Fleischstücke mit und kehrten am 24. März 1902 abends 11 Uhr glücklich nach Hambantota zurück.

Mit dem Zusatz «Fortsetzung folgt» brechen hier die Aufzeichnungen ab. Da am 31. Mai des gleichen Jahres die Kriegshandlungen zu Ende waren, ist anzunehmen, dass Ambrosius Spinnler im Verlaufe der nächsten Monate aus der Gefangenschaft entlassen und wieder nach Südafrika zu seiner Familie zurückkehren konnte. Auf alle Fälle hatte er die Strapazen des Feldzuges und der Gefangenschaft gut überstanden, denn nach dem Bürgerbuch von Liestal starb er 1954 82jährig in Transvaal, während seine Frau Margeritha ihm schon 1935 im Tode vorangegangen war.

Anmerkungen

1 Genealogie der Familie Spinnler nach Stammbaum der Bürgergeschlechter von Liestal. Bd. 1, 1908; Bd. 2, 1958.

- I. Pantaleon Spinnler, von Seltisberg, auf Gestadeck, † 1669.
 - II. Johann Jakob Spinnler, * 1648.
 - III. Johann Spinnler, 1685—1748.
 - IV. Johann Jakob Spinnler, Zimmer, 1719—1773.
 - V. Johann Spinnler, Zimmer, 1748—1796.
 - VI. Ambrosius Spinnler, Maurer, 1789—1863.
 - VII. Ambrosius Spinnler, Seifensieder, 1826—1886.
 - VIII. Ambrosius Spinnler, Maschinentechniker, in Transvaal, 1872—1954, verheiratet 1897 mit Margareta Van Rensburg, 1879—1935, Kinder: 1898 Ambrosius, 1899 Margeritha.
- 2 Pipers Weltgeschichte in Karten, Daten, Bildern. Zürich 1964, 437.
Wilhelm Vallentin, Der Burenkrieg. Bd. 2, Wald-Solingen und Leipzig 1903, 19 ff.
 - 3 Zum Beispiel erhielt in Reigoldswil 1903 beim Bau des ersten Wegstückes der Bürtenstrasse ein Felskopf in Erinnerung an den Berg gleichen Namens im westlichen Natal, bekannt durch die Kämpfe im Burenkrieg (23.—25. Jan. 1900) den Namen Spionskopf. Tät.ber.Nat.Ges. Baselland 8. 1930, 47.
 - 4 Wilhelm Vallentin, a.a.O., 267 ff.
 - 5 Die Buren (holländisch Boeren, englisch Boers = Bauern) gehen auf die Nachkommen der 1651 von der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie in Kapstadt angesiedelten evangelischen Holländer und Rheinländer zurück, die 1689 durch französische Hugenotten verstärkt wurden.
 - 6 Wilhelm Vallentin, a.a.O., 30: «123 Tage hatte sich Kimberley gehalten und war gerade an dem Punkt angelangt, wo der Widerstand erlöschen musste. Im letzten Monat (Januar 1900) war Pferdefleisch das Hauptnahrungsmittel gewesen. Gemüse fehlte gänzlich, das Wasser war schlecht; Krankheiten wüteten furchtbar, sowohl unter den 14 000 Weissen wie auch unter den 19 000 Schwarzen. Von den Kindern der Weissen sind 67 Prozent, von denen der Schwarzen sogar 91 Prozent gestorben.»
 - 7 Schweizer Lexikon, Bd. 2, Zürich 1946, 1206: «Dumdum-Geschoss nach der Stadt Dumdum, Vorort von Calcutta (Indien) genannt. Geschoss mit abgefeilter Spitze und sprengender Wundwirkung; von der Haager Konvention für Verwendung im Kriege verboten.»

Das Wehrmannsdenkmal in Liestal

Von *Max Tüller*

1920 — 1923

1920 war der Wettbewerb für das Denkmal ausgeschrieben. Preisrichter waren Carl Burckhardt, der berühmte Bildhauer und Professor Hans Bernoulli, der Architekt.

Im ganzen waren 12 Projekte eingegangen, darunter freistehende Brunnenanlagen, ohne Verbindung mit der Terrassenmauer des Regierungsbäudes. Auch Varianten für einen Standort auf dem Kasernenareal gingen ein.

Als 1. Preis kam das Projekt von Jakob Probst heraus, das als Denkmal einen Wandbrunnen mit halbkreisförmigem Brunntrog, der aus der Mauer